

Ein trauriger, wütender, sarkastischer Song

Tom Schneider inszeniert in Zürich die Uraufführung von Jennifer Clements Roman „Gun Love“

Den sehr bunten Blumenstrauß reichte die Autorin gleich weiter an die Darstellerin – eine Geste des Respekts für eine formidable Leistung. Die Schweiz-Amerikanerin Lucy Wirth ist am Zürcher Theater Neumarkt die Ich-Erzählerin Pearl in Tom Schneiders Adaption von Jennifer Clements Roman „Gun Love“ für die Bühne: Dass die amerikanische Schriftstellerin und Präsidentin des internationalen PEN es sich nicht nehmen ließ, bei dieser Uraufführung präsent zu sein, dürfte das Ensemble des kleinen Theaters mit dem ambitionierten Programm – vor wenigen Monaten war hier auch die Uraufführung der theatralen Fassung von Robert Menasses mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichneten Roman „Die Hauptstadt“ zu erleben – sehr gefreut haben.

Für Clement hat es sich mit Sicherheit gelohnt – vor allem deshalb, weil sie ihrem eigenen Text folgen konnte. Der Regisseur und sein Team haben sich für den deutsch übertitelten Originalton entschieden, wegen der Musikalität des Textes. Und man wird tatsächlich sofort hineingezogen in den Sound von Pearls Monolog, schon mit den ersten bitter-süßen Sätzen: „My mother was a cup of sugar. You could borrow her anytime“: Meine Mutter war eine Tasse Zucker. Man konnte sie jederzeit ausleihen. Das klingt unvermeidlich prosaischer, nüchterner –

während Lucy Wirths leise Stimme, die zunächst nur über Lautsprecher eingespielt wird, von enormer Suggestivkraft ist.

Eine junge Frau mit schwarzem Haar und weißem sehr romantischem Rüschenkleid – man könnte an Schneewittchen denken – sitzt derweil stumm auf dem Bett in einem billigen, abgerissenen Motel: Sie hat Blut im Gesicht und Blut auf dem Kleid. Sie starrt mit erloschenen Zügen ins Leere. Etwas muss geschehen sein. Die Geschichte von Pearl und ihrer Mutter Margot wird in Schneiders Bühnenfassung von hinten aufgerollt. Während Wirths Stimme den starken Beginn des Romans vergegenwärtigt, in dem alles schon vorhanden ist, was später geschieht, sieht man sie aufstehen, sich säubern, sich des Kleides entledigen, Jeans, ein schräges Oberteil und weiße Stiefeletten anziehen (Kostüme: Heike Goetze, die in Freiburg in der Ära Mundel zweimal inszeniert hat). Mehrfach klingelt ein olivgrünes Telefon. Die stumme Szenerie erinnert an amerikanische Roadmovies – und es ist ja auch ein Roadmovie, das im letzten Teil von „Gun Love“ inszeniert wird.

Nach einigen – durch die Fragmentierung von Ton und Wahrnehmung gedehnten – Minuten kommen Stimme und Figur zusammen. Pearl, die im Buch vier-

zehn ist, erwacht zum Leben. Ihre Geschichte ist die furchtbarste – und man ahnt sie vielleicht schon, wenn sie von Miss Sweet und Mr. Bad spricht. Es ist eine Geschichte von extremer Verlorenheit und von beiläufig tödlicher Waffengewalt. „Gun Love“ meint auch das Verliebtsein einer ganzen Nation in einen Gegenstand, mit dem sich so leicht Leben auslöschen lässt: Jemanden zu erschießen ist buchstäblich ein Kinderspiel.

In der fast zweistündigen Bühnenfassung muss diese Geschichte sehr komprimiert erzählt werden, doch man kann ihr gut folgen, auch wenn man den Roman nicht gelesen hat (man sollte es trotzdem tun, weil er ein großartiges Stück Literatur ist): Diese Adaption ist vor allem deshalb so geglückt, weil „Gun Love“ selbst ein lyrisch verdichteter Text ist: fast wie ein Song, so empfindet ihn Jennifer Clement selbst, wie sie im Gespräch mit der Dramaturgin Angela Osthoff kundgetan hat. Ein trauriger, verzweifelter, wütender, sarkastischer Song: Lucie Wirth, die naturgemäß nicht wie eine durchscheinende Vierzehnjährige wirkt – der Name Pearl spielt auf die helle Haut und die hellen Haare der Protagonistin an –, zieht alle Register ihres schauspielerischen Könnens. Sie imitiert die Personen, die in dieser schrecklichen Geschichte eine üble Rolle spielen: Pastor Rex zum Beispiel,



Fesselnde Solo-Performance: Lucy Wirth

FOTO: MAURICE KORBEL

der die Leute dazu auffordert ihm ihre Waffen zu geben: nicht um sie aus dem Verkehr zu ziehen, sondern um sie nach Mexiko zu vertickern. Eli allerdings, Mr. Bad, der die Tochter aus dem Leben der Mutter gedrängt hat, bleibt ein Schemen, der ganz aus deren Perspektive geschildert wird: „Meine Mutter riss den Mund auf zu einem großen O und atmete ihn direkt in sich ein.“ Die Geschichte einer Liebe, die Geschichte einer Hörigkeit?

„Von nun an musste er nur noch nach ihr pfeifen.“ Lucy Wirths Solo-Performance ist von der ersten bis zur letzten Minute fesselnd. Dass das Ende der Inszenierung einigermaßen plakativ daherkommt, tut diesem fabelhaften Abend keinen Abbruch. Das Premierenpublikum war hellauf begeistert.

Bettina Schulte